

NEWSLETTER – GEDENKSTÄTTE BAUTZNER STRASSE. Oktober 2021

Ausschnitt

#DIE MAUER. GESCHICHTE – TRAUMA – SYMBOL

„Die Mauern stehn sprachlos und kalt / Im Winde klirren die Fahnen“

Mauerbilder in deutsch-deutscher Literatur (Teil II)

*„Es ist ein hartes Wort und dennoch sag ichs, weil es Wahrheit ist: ich kann
kein Volk mir denken, das zerrißner wäre, wie die Deutschen...“.*

Hölderlin: Hyperion (1797/1799)

*„O Deutschland, wie bist du zerrissen / Und nicht mit dir allein! / In Kält' und
Finsternissen / Läßt eins das andre sein...“.*

Bertolt Brecht: Deutschland 1952 (1952)

Man sieht es gleich – die Rede über die Zerrissenheit der Deutschen oder Deutschlands ist mindestens so alt wie unser Nationalgefühl, die Nation und das Nachdenken über beide. Was Hölderlin seinem Hyperion in den Mund legte, treibt Brecht noch in der zweiten Nachkriegszeit um. Und ein Buch vom Juni 2021, das sich mit der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Ungleichheit im heutigen Deutschland beschäftigt, trägt den Titel „Die zerrissene Republik“.

Der Mauerbau allerdings verlieh dem Gefühl der Zerrissenheit Deutschlands in aller Drastik noch größere Realität. „es steht durch die Stadt / Unstattlich, der Baukunst langer Unbau“ reimte Volker Braun, wohl wissend, dass die Mauer nicht nur Berlin, sondern ganz Deutschland, zahlreiche Familien und Freundeskreise, Betriebsbelegschaften und Wirtschaftsbeziehungen, nicht zuletzt aber die deutsche Literatur selbst, in (mindestens zwei) Teile zerschnitt.

„Wo Deutschland lag, liegen zwei Länder
Zwei Länder liegen dort,
und es trennt sie mehr als eine Grenze.
Die gleiche Sprache sprechen sie,
Die gleiche.
Aber sie können sich nicht verstehen, weil
Sie eine andere Sprache sprechen,
Eine andere.
Denn sie sind zwei Länder, zwei Länder
sind sie, und liegen, wo Deutschland lag.“ (Günter Kunert, 1961)



Graffiti auf der Grenzmauer Bernauer Straße, Berlin 1985, ELAB, Archiv der Versöhnungsgemeinde, Foto: Conrad Bicker



Mauerbogen am Potsdamer Platz, Berlin ca. 1986, Stiftung Berliner Mauer, Foto: Detlef Gallinge

Spätestens im August 61 verblasste der Nachkriegs-Traum von einer gemeinsamen deutschen Literatur als Band aller Deutschen. So urteilte der konsternierte Wolf Jobst Siedler auf der 13. Frankfurter Buchmesse im Oktober 1961:

„Wo aber ist das deutsche Buch dieser 13 Jahre, dessen Antlitz dem Osten zugewendet ist? [...] Das Bürgertum in Frankfurt und Düsseldorf und Würzburg hat gelebt, als gäbe es die Zweiteilung nicht. Die deutschen Schriftsteller sind in ihren Büchern auch ohne sie ausgekommen [...] Man kann auf keinen Fall so weitermachen wie bisher in der deutschen Literatur.“

Machte man auch nicht, denn die Mauer war zu groß und erschreckend, um sie zu übersehen, zu beschweigen. Denn: „Es ist das erste historische Bauwerk dieser Art, das nicht dazu dient, dem Feind den Eintritt, sondern dem Freund den Austritt zu verlegen“ (Heinz Brandt). Politiker, Publizisten und Poeten in Ost und West bejubelten oder bejammerten umgehend die „Schandmauer“ (Willy Brandt) „aus wüstem Beton und Stacheldraht“ (Gertrud von le Fort), den „Eisenkamm, damit frisiert der alte Mann / Dem Volk das wirre Haar [...] Er macht es gut / Bis auf das Blut / kämmt er es ganz und gar.“ (Wolf Biermann).

Schwer erträglich waren die Lobhudeleien aus der Feder derjenigen, die von ihren „Genossen“ als „gute Deutsche“ bezeichnet wurden.

Diese „errichteten eine zuverlässige Barriere gegen Kriegstreiber und Menschenhandel, Agenten und Spione und nahmen den Kriegsbrandherd Westberlin unter ihre Kontrolle. [...] Die DDR ist das wahre Vaterland aller guten Deutschen, eine Bastion des Friedens.“ (Johannes Zelt)

Heinz Kahlau schenkte der NVA einen neuen Gassenhauer:

„Klappe zu, Affe tot, endlich lacht das Abendrot
Im Sommer einundsechzig, am 13. August
da schlossen wir die Grenzen und keiner hat's gewußt.
Klappe zu, Affe tot, endlich lacht das Morgenrot.“

Andere ergänzten:

„Willy [gemeint ist Willy Brandt] sieht, was geschieht
und das Ende vom Lied: in Berlin heißt's für ihn,
futsch ist futsch, hin ist hin.

Da sprach der alte Häuptling der Indianer:

Wild ist der Westen, schwer ist der Beruf“. (Rudi Strahl)

Offiziere und Soldaten der Grenztruppen, zumeist vermutlich auf Anregung und Befehl „von oben“, überschütteten Zeitungen und Öffentlichkeit mit selbstgeschmiedeten Reimen, die weniger wegen ihrer fehlenden poetischen Qualität als vielmehr durch den Mangel an jeglicher Empathie abstoßen. „[...] „Gegen die schwarz-braune Flut / hält der Schutzwall / Wir schwören: / Keiner kommt durch, Genossen / das sei versprochen“ (Helmut Preißler). Diese Poesie-Offensive an einer neu eröffneten Front sollte die Loyalität der Truppe öffentlich bezeugen – und war zugleich eine spezielle Spielart des „Bitterfelder Wegs“, einer literaturpolitischen Initiative der SED von 1959 (benannt nach der anhaltischen Industriestadt) unter dem Motto: „Greif zur Feder, Kumpel, die sozialistische deutsche Nationalkultur braucht dich!“ Kein Kumpel, sondern Künstler, war Wolfgang Tilgner, Zivillist, Dichter und Chefdramaturg am Friedrichstadtpalast, der sich zu folgenden Versen verstieg:

„[...] wer zwischen meiner Welt
und deinem Reich [dem Westen – JHU] hinsinkt
erschossen, war schon tot,
als er die Maske nicht
durchschaute, die du trägst,
den trügerischen Schein [...].“

Volker Brauns Gedicht „Die Mauer“ erschien unter diesem Titel im Westen, als „Die Grenze“ im Osten – wobei dort einige Verse und Formulierungen fehlten, mit denen „der Baukunst langer Unbau“ als „Dreck“ oder „Schundbau“ apostrophiert wird, auf den man „schießen“ solle. Beide Versionen führten zu erregten Debatten unter deutsch-deutschen Dichtern, zumal man dem Poem nicht eindeutig ansehen konnte, wie Braun zur DDR wirklich stand – in einer Zeit, in der die (literarische) Öffentlichkeit ein klares Für und Wider erwartete. Wolf Biermann wurde in der „Ballade vom Preußischen Ikarus“ deutlicher und verwies darauf, wie Grenze und Mauer von den Einzelnen schleichend Besitz ergriffen:

„Der Stacheldraht wächst langsam ein
Tief in die Haut, in Brust und Bein
ins Hirn, in graue Zellen
Umgürtet mit dem Drahtverband ist unser Land ein Inselland
umbrandet von bleiernen Welln“.

Fünfzehn Jahre nach dem Mauerbau schrieb er im Gedicht „Und als wir ans Ufer kamen“:

„Was wird bloß aus unsern Träumen
In diesem zerrissenen Land
Die Wunden wolln nicht zugehn
Unter dem Dreckverband
Und was wird mit unseren Freunden
Und was noch aus dir, aus mir –

Ich möchte am liebsten weg sein
Und bleibe am liebsten hier – am liebsten hier“

Im gleichen Jahr wurde der Dichter ausgebürgert. Andere wollten oder mussten in „China hinter der Mauer“ (Biermann) bleiben und arbeiteten sich an Teilung und Grenze weiter ab. Die internationale Anerkennung der DDR, gewisse Lockerungen im Transit- und Reiseverkehr änderten wenig an der Schärfe und dem Schrecken der Grenze. Und es geschah noch etwas anderes, was Peter Schneider 1982 in seiner Erzählung „Der Mauerspringer“ nüchtern festgehalten hat:

„Als ich nach Berlin zog, wurde die neue Mauer gerade fertig gestellt. Nachdem der erste Schrecken vorbei war, verdünnte sich das massive Ding im Bewußtsein der Westdeutschen immer mehr zur Metapher. Was jenseits das Ende der Bewegungsfreiheit bedeutete, wurde diesseits zum Sinnbild für ein verabscheutes Gesellschaftssystem. Der Blick nach drüben verkürzte sich zu einem Blick auf die Grenzanlagen und schließlich zum gruppentherapeutischen Selbsterlebnis: die Mauer wurde den Deutschen im Westen zum Spiegel, der ihnen Tag für Tag sagt, wer der Schönste im Lande ist. Ob es ein Leben gab jenseits des Todesstreifens, interessierte bald nur noch Tauben und Katzen.“

Doch der Westen blieb für viele Ostdeutsche weiterhin das gelobte Land, Refugium für Flüchtlinge oder Aussiedler und Auffangbecken für diejenigen Intellektuellen und Künstler, die „die verdorbenen Greise“ (Biermann) der SED aus der DDR entfernen wollten.

Gemeinsame, wenn auch weiterhin höchst unterschiedliche Ost-West-Gedanken und Verse machte man sich erst, als die Mauer ein weiteres Mal den Weg in die deutsche Literatur fand – im Jahr ihres Verschwindens. Doch auch die neuen Verhältnisse nach „89“ behielten ihre klug-skeptischen Betrachter, dabei wiederum Wolf Biermann:

Um Deutschland ist mir gar nicht bang
Die Einheit geht schon ihren Gang
unterm Milliardenregen
Wir werden schön verschieden naß
Weh tut die Freiheit und macht Spaß
ein Fluch ist sie, ein Segen.
Heimweh nach früher hab ich keins
nach alten Kümmernissen
Deutschland Deutschland ist wieder eins
nur ich bin noch zerrissen.
[...]

Wir werden ein anderes Mal zu verstehen versuchen, warum manch alte Wunden die „Wende“ überdauerten oder neu aufbrachen, welche imaginären und emotionalen Mauern uns umstellen – hier „wo Deutschland lag“ und vielleicht immer noch „zwei Länder liegen“ – mit zwei Literaturen und zweierlei Erinnerungen.

Justus H. Ulbricht

Herzliche Grüße

Ihr Gedenkstätten-Team

PS: Gern können Sie die E-Mail an Interessierte weiterleiten.

Falls Sie unseren Newsletter nicht mehr erhalten wollen, schreiben Sie uns bitte eine E-Mail. Wir werden dann Ihre E-Mail-Adresse im Verteiler löschen.

Die Arbeit des Trägervereins der Gedenkstätte Bautzner Straße wird mitfinanziert durch die Stiftung Sächsische Gedenkstätten aus Steuermitteln auf der Grundlage des von den Abgeordneten des Sächsischen Landtags beschlossenen Haushalts sowie durch die Kulturförderung der Landeshauptstadt Dresden.



gefördert durch
das Amt für Kultur und
Denkmalpflege



Dresden.
DIE STADT

Die Arbeit des Trägervereins der Gedenkstätte Bautzner Straße wird mitfinanziert durch die Stiftung Sächsische Gedenkstätten aus Steuermitteln auf der Grundlage des von den Abgeordneten des Sächsischen Landtags beschlossenen Haushalts sowie durch die Kulturförderung der Landeshauptstadt Dresden.